

ANITA BROOKNER

ROMAN

*Ein Start
ins Leben*

Mit einem Vorwort von Julian Barnes



EISELE

Anrichten. Der Esstisch war immer halb gedeckt, obwohl die Mitglieder des Haushalts eher getrennt aßen. Mrs. Weiss hätte es gefallen, den Vorsitz über ein Zimmer voller Söhne mit ihren Gattinnen zu führen, aber wegen der heruntergekommenen und provisorischen Umstände ihres verpflanzten Lebens war sie nun gezwungen, erst mit George zu frühstücken, um dann das Mittagessen mit Kind und Kindermädchen einzunehmen, ebenso wie das Abendessen. Wenn Helen arbeitete, kam sie spät nach Hause, und George nahm dann einen kleinen Imbiss mit ihr ein, was sich immer ein bisschen verboten anfühlte und von Gekicher begleitet war. George vergötterte seine englische Frau, sie hatte den Reiz einer fremden Spezies. Einer verbotenen obendrein, denn er hatte sie gegen den Willen seiner Mutter geheiratet.

Dem Kind schien es, als müssten Esszimmer grundsätzlich dunkel sein, als wären sie durchtränkt mit einem Gifthauch aus Sauce und Tränen. Es stellte sich überall im ganzen Land schweigende Großmütter vor, lila Velourstapeten, Ölgemälde von stürmischen Ozeanen, schwere Mahlzeiten, die im Eiltempo eingenommen wurden. Samtvorhänge, das Damasttuch nur halb über den Tisch gebreitet, die verschlungene Belagerungsarchitektur der Stuhlbeine und Querstreben. Und dazu ein fröhliches, englisches Kindermädchen, durch nichts zu beeindrucken als durch gutes Essen. Die trübselige Atmosphäre bei den Mahlzeiten setzte das Kind als allgemein üblich voraus, als hätten die säuerlichen Aromen von Buttermilch, Roggenbrot, Kümmel und Gurken etwas Büsserhaftes. Sie war nach ihrer Großmutter benannt worden – Ruth. Sie verstanden sich gut, beide gleichermaßen schweigsam, grüblerisch, besessen von ihren nicht anwesenden Familien, die eine real, die andere zwischen den Buchdeckeln desselben unendlichen Buches. Das Kindermädchen schien dabei fremd, eine Betreuerin, eine Dienstbotin. Wenn ihr die Großmutter in diesem Esszimmer ein Mohnbrötchen mit Butter bestrich, lernte das Kind enorm viel über Verantwortung. Nach der Mahlzeit, wenn ihre Großmutter auf einem kleinen Samtsessel beim Fenster schlief, akzeptierte das Kind Stille als natürlichen Zustand. Sie mochte andere Kinder nicht, weil sie so ungehemmt Lärm machten.

Während das Esszimmer ihrer Großmutter gehörte, war der Salon Helens Reich. Er war hell und fröhlich und frivol, und es stand ein Klavier darin und jede Menge Fotos in silbernen Rahmen und Kristallvasen mit nicht mehr ganz frischen Blumen, und am Boden lag ein weißer Teppich. Es sah genauso aus wie das Set für eine von Helens erfolgreicherer Komödienrollen, und sie benutzte es als eine Verlängerung ihres Ankleidezimmers. Wenn Helen keinen Auftritt hatte, kamen Freundinnen vorbei, und dann tranken sie Tee und knabberten Kekse und rauchten. Eine Tante von Georges Seite der Familie hatte eine ganze Menge zartes Porzellan gesammelt, das in den Schränken stand und nie benutzt wurde, weil Helen sich aus solchen Dingen nichts machte und lieber die Tassen aus der Küche benutzte. Ihre Freunde stammten aus der Zeit vor ihrer Heirat, es waren Schauspielerinnen oder Sängerinnen, ziemlich laut, gutmütig und kräftig geschminkt. »Arme Helen«, sagten sie zueinander, wenn sie wieder gingen. »Kannst du dir vorstellen, mit dieser

Schwiegermutter das Haus zu teilen? Natürlich ist George schon ein ganz besonders Süßer, aber ein bisschen langweilig ist er doch. Und das Kind scheint ja auch nicht der Schlauesten eins zu sein.« Aber Helen schien es nichts auszumachen. Sie war immer noch schön und erfolgreich, ihre schmalen Wangen und die Linie ihres Kiefers von ihrem fortschreitenden Alter unangetastet, und sie interessierte sich nur für das Leben in der Gegenwart. Ihre Zimmer wirkten irgendwie weniger substanziell als die der Großmutter. Attraktiver zwar, aber weniger sicher. Das Kind hatte das Gefühl, als könnten die Freundinnen jeden Moment versuchen, ihre Mutter aus der fremden Atmosphäre zu retten, in die sie da gefallen war, und sie wieder mitnehmen ins West End, zu einer gemeinsamen Vergangenheit aus Tourneezimmern und späten Abendessen. Sie hatten sich die ihrem Berufsstand eigene Mädchenhaftigkeit bewahrt, und sie waren temperamentvoll und launisch und bezaubernd.

Es waltete eine ganze Menge Charme in diesem Haus, und zwar nicht nur der von Helen, sondern auch von George beziehungsweise Georg. Als Georg aß George morgens brav zwei weiche Eier unter den Blicken seiner Mutter, zog sich dann in sein Ankleidezimmer zurück und kam als George wieder heraus, schick und vergnügt, ein bisschen dandyhaft sogar, und marschierte in die Mount Street, wo er mit seltenen Büchern handelte.

Dieser Beruf ließ ihm sehr viel Freizeit, und da er ein geselliges Gemüt hatte, kam er häufig zu den Proben seiner Frau, oder er tauchte mit frischem Zigarettenvorrat oder einer Einladung zum Mittagessen im Theater auf. Wenn Helen wenig substanziell war, dann war es George trotz seiner soliden Erscheinung noch weniger. Oder vielleicht war er einfach schwer zugänglich. Trotz seines lockeren Lächelns, der schicken Tweedanzüge und des dicken Goldrings besaß George im Gegensatz zu den weiblichen Familienmitgliedern weder Zimmer noch Attribute. Sein Geschäft, das das Kind einmal besucht hatte, war nicht einmal ein richtiges Geschäft. George war leutselig, von Natur aus, aber auch von Berufs wegen. Er war ein guter Sohn und zärtlicher Vater, aber trotz dieser bewundernswerten Gefühle, die seine Mutter zu schätzen wusste, war er leidenschaftlich in seine Frau verliebt. Dennoch war er ihr nicht treu. Er hatte eine Assistentin, eine Miss Moss, mit der er die Abende verbrachte, bis es Zeit wurde, seine Frau vom Theater abzuholen. Miss Moss gestand er, dass er unglücklich war, vage und unbestimmt unglücklich, ein Mann mit unerfüllten Plänen, die er fast schon vergessen hatte. Um Miss Moss zu gefallen, tat er sogar so, als würde er die Treue seiner Frau in Zweifel ziehen. Miss Moss, die ihm abends auch gerne einen Happen kochte, nahm ihn ernst und machte sich dadurch unschätzbar wertvoll für ihn. Georges Unglück rührte hauptsächlich daher, dass er die meiste Zeit zuhören musste. Dabei bereitete ihm das Reden großes Vergnügen. Miss Moss verstand das, sie war auch eine große Leserin und wusste, dass es vielleicht irgendetwas in Georges Vergangenheit gab, was eine gewisse Unsicherheit in ihm hinterlassen hatte. Wenn George gegen halb elf ging, spülte sie ab, räumte ihre kleine Wohnung auf und ging mit einem Roman ins Bett. George nahm seine erträgliche Melancholie (denn sie war durchaus echt)

erfrischt mit zur Bühnentür. Für seine Frau musste er immer lächeln. Und das tat er auch. Er setzte sich rittlings auf einen Stuhl, scherzte mit den anderen Schauspielern, ganz der fröhliche, herzliche Versorger. Er ermöglichte es Helen, ihr hinreißendes Selbst zu verwirklichen. Wenn sie sich kindischer und frecher gab, schlüpfte er ebenfalls in seine Rolle, half ihr auf die Sprünge, wenn ihr ein Name nicht einfiel, gab ihr Feuer, nahm ihre Hand und küsste sie, ohne jemals ihre Suada zu unterbrechen, die unablässig weiterplätscherte, bis der aufregendere Teil des Abends verebbt war und George mit ihr nach Hause ging.

Arme Helen. Armer George. Die Großmutter wusste, dass ihr Sohn leichtsinnig war und ihre Schwiegertochter noch leichtsinniger – und dieses Wissen trug sie finster und schweigend –, dass sie den Schutz brauchten, den sie sich gegenseitig gaben, dass keiner von beiden erwachsen geworden war oder jemals in der Lage sein würde, alt zu werden, und dass ihre eifrige, oberflächliche Inszenierung von Liebe dem Kind Schaden zufügen würde. Sie wusste, dass George Autoverkäufer oder Versicherungsagent geworden wäre, hätte der Unfalltod ihres Ehemanns nicht dafür gesorgt, dass ein Lager voll rarer Bücher von Deutschland nach England geschickt wurde. Es hätte seinem Charakter entsprochen. Helen würde im Laufe der Zeit ihr gutes Aussehen einbüßen, und ihre Rollen würden kleiner werden. Fürs Fernsehen waren ihre Zähne nicht gut genug. Das Kind war zu still und zu dünn. Und hatte jetzt schon so ein nervöses Blinzeln. Sie hatte keine Freunde. Keiner von ihnen hatte Freunde. Wenn die Großmutter in ihren Überlegungen an diesem Punkt war, fühlte sie sich gehalten, dem Kind ein Glas heiße Milch mit Zimt ans Bett zu bringen, es zu überreden, das Buch aus der Hand zu legen, und dann bei ihm sitzen zu bleiben, bis das Glas leer war und das Licht gelöscht wurde. Sie zog sich zurück, bevor die Stille des Esszimmers von der Heimkehr von George und Helen gestört werden konnte.

Das Kind liebte seine Eltern leidenschaftlich und wusste, dass sie nicht in Sicherheit waren. Nicht bedroht von den Gefahren, die ihre Großmutter erlebt hatte, aber nicht sicher vor Enttäuschung. Diese ungute Vorahnung war die stärkste Überzeugung, die sie hatte. Sie bemerkte, wie sich die Blicke ihrer Eltern umwölkten, wenn etwas schiefging, wie ihre überzogen gute Laune im Handumdrehen in Streit umschlagen konnte, wie wenig sie die ernsthaften Bemühungen ihrer Tochter würdigten. »Mein lieber Schatz«, so riefen sie sich, »komm doch mal her und red mit mir, ich bin so allein/gelangweilt/entnervt/wütend«. Ihre große Stärke lag darin, dass sie jede noch so flüchtige seelische Störung benennen konnten, aber das wusste ihre Tochter nicht. Was sich anhörte wie eine Aufzählung ihrer Kümmernisse, machte ihnen die Enttäuschung in der Tat ein wenig erträglicher. Das Kind hörte jedoch nur ihre Enttäuschung und hatte das Gefühl, sich für seine Gegenwart entschuldigen zu müssen, weil es die hektische Flitterwochenatmosphäre irgendwie zu stören schien, die sie immer noch weiter verlängern wollten. Ihr war bewusst, dass sie nicht wirklich arbeiteten, dass der Haushalt ihrer Großmutter oblag und dass ohne ihre Großmutter wahrscheinlich kein Essen mehr auf den Tisch kommen würde. Sie wusste,

dass das Schlafzimmer ihrer Mutter unordentlich war, die Kleider überall über die Stühle verstreut, auf dem Schminktisch rosafarbene Wattebällchen, und dass der Ankleideraum ihres Vaters wenige Bücher, aber viele schicke Sachen beherbergte, und dass alle beide – jeder für sich, aber mit großer Leidenschaft – sehr um ihre äußere Erscheinung besorgt waren. »Mein lieber Schatz«, rief ihre Mutter, wenn sie ihre Augen mit Blau ummalte und zusah, wie ihr Mund die Worte formte. »Ja, Schatz?«, rief George, der sich gerade einen Seidenschal umband und den Sitz seines neuen Jacketts bewunderte. Neuerdings gefiel ihnen nicht mehr ganz so gut, was sie im Spiegel sahen – Helens Zähne und Georges Gewicht waren Probleme, denen man sich stellen musste. Doch in den Augen ihres Kindes waren sie immer noch glamourös und schön. In den Augen der Großmutter waren sie beide Narren.

Es waren die besten Zeiten, aber auch die schlechtesten. Das Mädchen, das in seiner Kindheit von jugendlichen Eltern und einer alternden Großmutter betreut wurde, staunte über die Stabilität ihrer Welt. In den Büchern – man nehme nur Charles Dickens – mussten die Menschen immer solche schweren Prüfungen durchmachen. In der Wohnung in Oakwood Court veränderte sich nie etwas. Sie aßen immer dieselben schweren Mahlzeiten am gleichen schweren Tisch, und die schweigend grübelnde Gegenwart ihrer Großmutter im schwarzen Kleid sorgte unfehlbar dafür, dass das nachdenkliche Kind auch ununterbrochen überlegte. Wenn in einem anderen Zimmer Lachsalven ertönten, bedeutete das, dass ihre Eltern zu Hause waren, was nicht selbstverständlich war, denn sie hätten ja auch an so vielen anderen attraktiven Orten sein können. Ihre Mutter versprach, ihr ein paar hübsche Sachen zu kaufen, »sobald wir diese Saison hinter uns haben«. Ihr Vater versorgte sie freundlich mit Büchern, normalerweise in der Bücherclubausgabe mit der beruhigenden Zusicherung auf der ersten Seite: »Jedermann, ich werde mit dir gehen und dich geleiten, um dir in der Zeit der größten Entbehrnis zur Seite zu stehen«. Sie hatte jetzt ein eigenes Zimmer und merkte nicht einmal, dass es genauso dunkel, genauso still, genauso wuchtig möbliert war wie das ihrer Großmutter. »Du ruinierst dir noch die Augen«, sagte Helen, »mit deinem ewigen Lesen.«

Aber auf gewisse Veränderungen ist doch Verlass. Eines heißen Herbstmorgens verfärbte sich Mrs. Weiss senior, als sie ihre lederne Einkaufstasche auf den Küchentisch stellte, taumelte und brach zusammen. Sonst war niemand im Hause. Als Ruth von der Schule nach Hause kam, war sie überrascht, dass niemand ihren Gruß erwiderte, geriet in Panik, als sie in die Küche kam, und rannte hinaus, um eine Nachbarin zu holen. Die Nachbarin rief wiederum den Hausmeister, und gemeinsam bugsiierten sie Mrs. Weiss auf ihr Bett. Man verständigte George. Innerhalb einer Stunde war er zu Hause, mit roten Augen, unglücklich und kettenrauchend. Als Erstes rief er eine Agentur für Pflegepersonal an. Sein zweiter, wesentlich längerer Anruf, ging ans Theater. Helen war zu beschäftigt, um nach Hause zu kommen, und sie war sowieso schon für die Vorstellung fertiggemacht worden, deswegen kam es überhaupt nicht in Frage, dass sie für den Abend noch absagte.

»Bleib ganz entspannt, Schatz, und mach dir keine Sorgen. Morgen suchen wir eine Frau, die sich um alles kümmert.«

»Es gibt kein Abendessen«, sagte George stumpf.

Mrs. Weiss brauchte drei Monate, bis sie starb. Sie lag in ihrem massiven Bett, kaum bei Bewusstsein, versorgt von zwei irischen Krankenschwestern, die nach einem kurzen Blick auf Helen beschlossen, die Einkäufe selbst in die Hand zu nehmen. George fing sich in ihrer Gesellschaft wieder und bot ihnen immer ganz galant an, sie mit dem Auto zu fahren. Ruth setzte sich jeden Nachmittag zu ihrer Großmutter, wenn sie von der Schule nach Hause kam. Am Anfang versuchte sie noch, mit ihr zu reden, aber: »Sie kann dich nicht hören, meine liebe Kleine«, sagte Schwester Imelda. Nach dem ersten Monat, in dem sie fasziniert die massige, aber kindliche schlafende Gestalt angestarrt und mit leisem Grauen den pfeifenden Atem gehört hatte, wandte sie ihre Aufmerksamkeit auch anderen Dingen zu. Das Zimmer war streng und altmodisch eingerichtet, aber fremd. Ihr wurde klar, dass sie den Schrank nie von innen gesehen hatte. Ihre Großmutter trug lange, weiße Batistnachthemden mit Lochstickerei am Kragen, mit leichten Flecken vom Speichel, der ihr aus dem Mund lief. Nach dem zweiten Monat nahm Ruth ein Buch mit ins Krankenzimmer. Als Mrs. Weiss starb, war Helen im Theater, George schäkerte im Wohnzimmer mit der Pflegerin, und Ruth las. Als Schwester Imelda kam, um die Vorhänge zuzuziehen, sagte sie: »Ich glaube, sie ist tot.« Sie wunderte sich, dass Ruth überhaupt nicht von ihrem Buch aufblickte. Erst als George laut schluchzend ins Zimmer platzte, schaute sie auf und wandte den Blick ab. Dann tat sie etwas Seltsames, erzählte Schwester Imelda Schwester Marie. Sie nahm die Hand ihrer Großmutter und küsste sie, dann hob sie das Buch an ihre Wange und ließ es einen Moment dort liegen, als wollte sie sie damit trösten. Schließlich schlüpfte sie aus dem Zimmer und ging in die Küche, wo man sie später antraf, als sie versuchte, Abendessen zu machen. »Warum nicht?«, sagte Helen müde, als sie zu ihrer gewohnten Zeit nach Hause kam. »Es ist ja nur vorübergehend, bis wir eine Zugehfrau gefunden haben. Und sie kann es auf jeden Fall besser als ich. Aber bis dahin behalten wir einfach die Pflegerinnen noch eine Weile. Diese drei Monate haben mich geschafft. Es war weiß Gott nicht einfach, die Leute jeden Abend zum Lachen zu bringen, während die arme Mutter hier lag. Und du musst dich auch ausruhen, mein lieber Schatz. Ab sofort lassen wir uns das Frühstück ans Bett bringen.«